

Hausmesse



Nervös eilt Ita Cleary von einem Raum zum anderen. Ihre Töchter Sandra und Anita stapeln in der Küche Teetassen aufeinander, während Eamonn Cleary, der Hausherr, die Gäste an der Haustür begrüßt: alle Nachbarn in dem kleinen Örtchen Ballynagran in der irischen Grafschaft Mayo drängen an diesem regnerischen März morgen in das kleine Häuschen der Clearys, das den Ansturm kaum fassen kann. Allerdings wird weder Geburtstag noch Silberhochzeit gefeiert, sondern die *stations* – die Feier der heiligen Messe in einem Privathaus.

Die erwartungsvolle Unterhaltung der Nachbarn erlischt für einen Augenblick, als der kleine „Spion“, der am Flurfenster Posten bezogen hatte, aufgeregt ruft: „Der Pfarrer ist da!“ Minuten später tritt Oliver McNamara, der junge Geistliche der Gemeinde, mit seinen beiden Ministranten ins Haus. Scherzend schlängelt er sich durchs Gedränge: „Wenn es am Sonntag in der Kirche nur auch so voll wäre!“ Wenige Augenblicke später wird die Gästekammer zum Beichtraum, und wer beichten will, stellt sich im Flur auf. Inzwischen zünden die Ministranten auf dem Altar – dem Wohnzimmer Tisch,

den die beste weiße Tischdecke, zwei silberne Leuchter und üppige Narzissensträuße zieren – die Kerzen an und bereiten die Messe vor.

Die *stations* ist eine der Traditionen, auf die die Iren in den ländlichen Teilen der Insel besonders stolz sind; doch dieses von Rom gewährte Privileg wurde mit Blut und Tränen erkaufte: Die Hausgottesdienste datieren zurück in jene Zeiten, in denen England die Ausübung des katholischen Glaubens auf der irischen Insel unter Androhung der Todesstrafe verboten hatte. Die Gläubigen trafen sich damals heimlich in den abgelegenen Bauernhöfen, um im verborgenen Eucharistie zu feiern. Erfuhr die englische Obrigkeit von einem solchen Treffen, endete die Messe nicht selten mit dem Tod der Gottesdienstbesucher. Oft genug mußten sie Hals über Kopf aus dem gastgebenden Haus fliehen, dieweil der Geistliche, im Torf- oder Heuschuber versteckt, angstvolle Stunden zubrachte. Oft kamen die Warnungen zu spät, und vielerorts war es schlicht zu gefährlich, die Messe überhaupt in einem Haus zu feiern. Die Bewohner des Weilers versammelten sich zum Gottesdienst an einsamen Stellen im Moor, nicht selten in strömendem Regen und eisiger Kälte.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lockerten sich die Gesetze, und die Iren konnten wieder in aller Öffentlichkeit Gottesdienst feiern, hielten aber an den „*stations*“ fest. Und so richtet auf dem Land, wo sich die Tradition ungebrochen gehalten hat, im Frühjahr und im Herbst jeweils ein Privathaushalt im Dorf den Hausgottesdienst aus. Je nach Größe der Gemeinde ist jede Familie alle drei bis sieben Jahre an der Reihe. Da man aber nicht nur die heilige Messe zusammen feiert, sondern anschließend noch gemütlich beisammen sitzt, stürzen die „*stations*“ den ausrichtenden Haushalt stets in immense Geschäftigkeit. Dutzende von Kuchen werden gebacken, Unmengen von Sandwiches vorbereitet, Nachbarn helfen mit Stühlen, Geschirr und Besteck aus.

Das Wohnzimmer, geputzt und gewienert, ist der Ort der Handlung, jede verfügbare Sitzgelegenheit wird aufgestellt. Meist ist der Raum jedoch nicht annähernd groß genug, und Nachzügler müssen sich mit Hockern im Flur begnügen. In den meisten Familien spielen die Kinder ein Instrument und wochenlang wird für den Anlaß geübt. Doch trotz aller Planung vibriert die Familie am Morgen des großen Tages vor Nervosität. Die Hausfrau kämpft die panische Angst nieder, vielleicht doch nicht genügend Sandwiches vorbereitet zu haben, der Hausherr verflucht die Melkmaschine, die ausgerechnet an diesem Morgen streikt und ihm kaum genü-

gend Zeit läßt, die Kleider zu wechseln. Doch dann kommen die ersten Gäste und für Nervosität ist keine Zeit mehr. Inzwischen hat „Father Ollie“, wie der Kaplan von seinen Gemeindegliedern genannt wird, allen Beichtwilligen die Absolution erteilt. Während die Leute sich im Wohnzimmer einen Platz suchen, zieht er sich, munter mit ihnen scherzend, für die Messe um. Dann paßt keine Maus mehr ins Wohnzimmer, auch der Flur ist zum Bersten gefüllt. Der „Chor“ ist in die Küche ausgewichen, aus der Sekunden später die ersten Akkorde von der Gitarre erklingen: Die Hausmesse beginnt.

In seiner Predigt erinnert Fr. Ollie noch einmal daran, wie teuer sich die Iren die Ausübung ihres Glaubens erkaufen mußten: „Damals bedeutete katholisch zu sein, daß man vogelfrei war, daß ein Kopfgeld auf den Pfarrer ausgesetzt war. Wir genießen heute eine unglaubliche Freiheit. Aber auch die hat ihre Gefahren – wie leicht werden wir bequem, vergessen wir, daß es eine Herausforderung ist, ein Jünger Christi zu sein.“

Eine Stunde später hat der Wohnzimmertisch wieder seine ursprüngliche Funktion übernommen und ist mit Kuchen- und Sandwichplatten beladen. Die Gäste genießen ihren Tee, eine Whiskeyflasche mogelt sich verstohlen zwischen die Teekannen, die Atmosphäre ist locker und gelöst, Gelächter erfüllt das Haus. Die Kinder, die heute der Schule entronnen sind, lauschen ungläubig den Geschichten aus Zeiten, als es noch keine Fernseher gab, als ihre Großeltern, und oft genug noch ihre Eltern, sich im Licht einer Gaslampe oder einer Kerze durchs Abc kämpften. „Was habt ihr denn an den langen Winterabenden gemacht?“, wundern sie sich. Die alten Leute schmunzeln: „Geschichten erzählt, getanzt, musiziert, gesungen...“ Wer an einer Hausmesse teilnimmt, merkt bald, daß sich viele Traditionen unbeschadet durch die Jahrhunderte gerettet haben – im Westen von Irland.

Text + Photos: Dagmar Kolata

